

Zeitschrift: Badener Neujaarsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 82 (2007)

Artikel: Robert Mosers Badener Synagogenprojekt von 1872
Autor: Hunziker, Edith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Robert Mosers Badener Synagogenprojekt von 1872

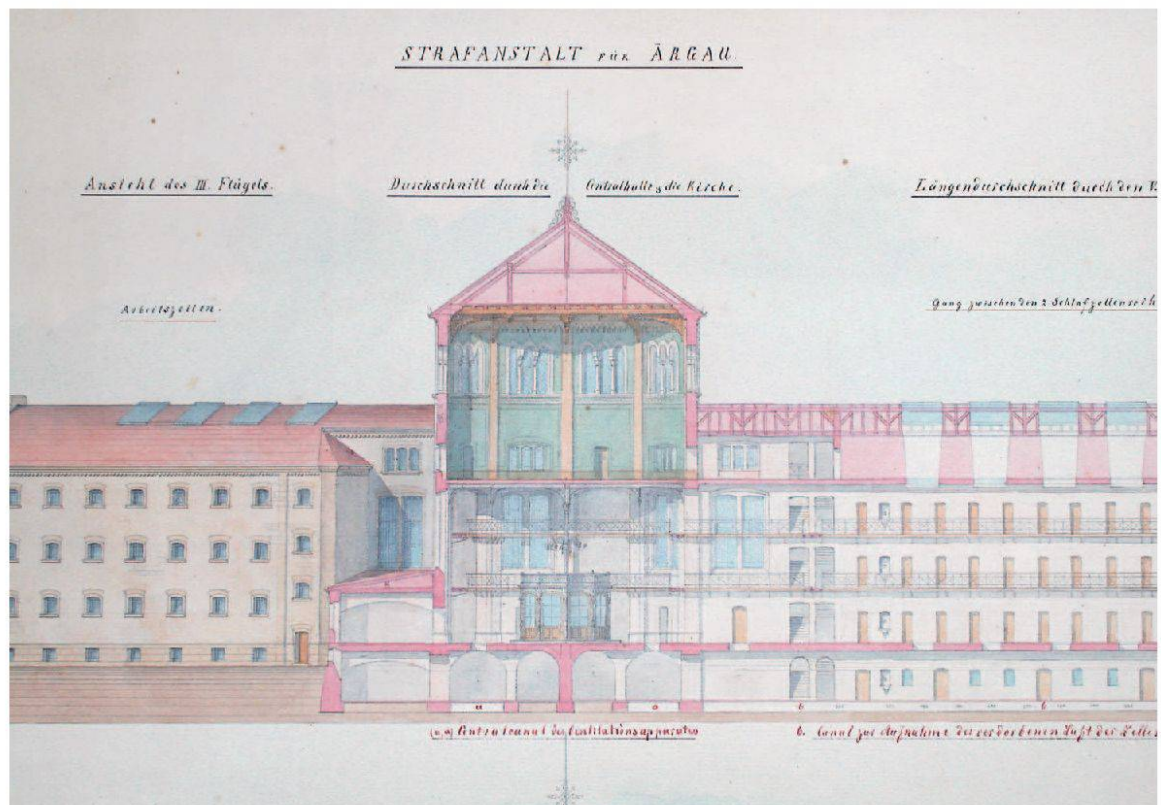
Edith Hunziker

1876 war sie auf der Weltausstellung in Philadelphia, die sorgfältig gebundene Planmappe, die im Stadtarchiv Zofingen aufbewahrt wird und betitelt ist mit «Chapelle du Cimetière de Zofingen, Argovie. Construite de 1871–72. – Synagogue de Baden, Argovie. Projet de 1872 par Robert Moser, Architecte à Baden, Suisse.» Mit diesen beiden Projekten und weiteren Arbeiten, welche die Bandbreite seines Schaffens verdeutlichten, präsentierte sich der Badener Architekt Robert Moser (1833–1901) an dieser Leistungsschau in Übersee. Besonderen Erfolg hatte er mit seinen Strafanstalten in den Kantonen Aargau, Basel-Stadt und Basel-Landschaft, die ihm eine bronzene Auszeichnung eintrugen.¹

Das nicht ausgeführte Badener Synagogenprojekt soll hier in seinem historischen Kontext vorgestellt werden, mit einem Seitenblick auf das architekturgeschichtliche Umfeld der Baugattung Synagoge.²

Der Architekt

Robert Moser, Sohn des Badener Baumeisters Johann Moser und Vater des berühmten Architekten Karl Moser, studierte Anfang der 1850er-Jahre am Polytechnikum in Karlsruhe unter anderem bei Heinrich Hübsch und Friedrich Eisenlohr, den Nachfolgern von Technikumsgründer Friedrich Weinbrenner. Im Wettbewerb um den Bau eines neuen Schulhauses in seiner Heimatstadt stach Moser 1855 eine Reihe bestandener Kollegen aus, nicht zuletzt den einheimischen Konkurrenten Caspar Joseph Jeuch. Nach der Ausführung des Schulhauses – des heutigen Bezirksgebäudes am Schulhausplatz – unternahm Moser 1858 Reisen nach Italien, Belgien und Paris. Neben historischen Bauwerken interessierten ihn neue zeitgenössische Bauaufgaben, insbesondere jene der Strafanstalt.³ Moser, der später Stadtrat von Baden wurde und in der städtischen Baukommission Einsitz nahm, war Mitte der 1860er-Jahre für eine Amtsperiode Mitglied der kantonalen Baukommission, zusammen mit C.J. Jeuch, dem Zofinger Kartographen Hermann Siegfried (Autor des Siegfried-Atlases) sowie dem Aarauer Ingenieur Olivier Zschokke.



Robert Moser befasste sich vornehmlich mit neuen zeitgenössischen Bauaufgaben wie dem Gefängnisbau: Hier ein Querschnitt durch die Strafanstalt Lenzburg, die 1864–1866 nach Plänen Mosers erbaut wurde. Alle fünf Zellenflügel können von der «Centralhalle» aus überwacht werden, weshalb man von einer «panoptischen» Anlage spricht.

«Aufstieg und Fall» des Synagogenprojekts

Die zuvor durch Niederlassungszwang an die Aargauer Gemeinden Endingen und Lengnau gebundenen Schweizer Juden erhielt 1866 beziehungsweise 1874 erst nach langem, zähem Ringen und auf ausländischen Druck die bürgerliche Gleichberechtigung auf Bundesebene mit Niederlassungsfreiheit und freier Berufswahl. Die im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung aufblühende Stadt Baden übte auf jüdische wie christliche Landbewohner der Region schon vorher eine grosse Anziehungskraft aus. 1859 wurde hier mit dem Israelitischen Kultusverein Baden die erste jüdische Kultusgemeinde der Schweiz ausserhalb von Endingen und Lengnau gegründet.⁴ Ihr erstes Betlokal hatten die Badener Juden im Bernerhaus an der Weiten Gasse. Mit steigender Mitgliederzahl wurden die dortigen Räumlichkeiten in den späten 1860er-Jahren zu eng. Da die Suche nach einem zweckmässigen Mietobjekt erfolglos blieb, trat die Idee eines Neubaus in den Vordergrund.

Am 19. März 1871 eröffnete Präsident Guggenheim dem Gemeinderat Baden in einem Brief, der Israelitische Kultusverein trage sich mit dem Gedanken, «eine stattliche, wenn auch nicht grossartige Synagoge zu bauen», ein Gebäude, «welches der Stadt Baden zur Zierde gereichen soll». Man wolle aber im Einvernehmen mit der Stadt vorgehen und bitte daher um deren Meinungsäusserung, besonders betreffend «Auswahl & Erwerbung des Bauplatzes». Der Gemeinderat, der dieses Anliegen eine Woche später behandelte, zog es vor, die Angelegenheit gänzlich dem Kultusverein zu überlassen. Er stellte sich auf den Standpunkt, keinen «massgebenden Einfluss» beanspruchen zu dürfen, zumal er nicht in der Lage sei, sich «namens der Einwohnergemeinde bei Ausführung solcher den konfessionellen Zwecken dienenden Bauten in effektiver Weise zu betheiligen».⁵ Wie diese Zurückhaltung in den Reihen des Israelitischen Kultusvereins aufgenommen wurde, ist nicht bekannt.

Dass die Planung des Neubaus einer etablierten einheimischen Kraft anvertraut wurde, war für das Unternehmen sicherlich nur von Vorteil. Robert Moser stand damals auf dem ersten Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn: Im Oktober 1871 ging er aus dem hochkarätigen Wettbewerb um den Badener Kursaal als Sieger hervor. Von den Entwerfern der bekannten Surbtaler Synagogen⁶ aus der Mitte des 19. Jahrhunderts war Ferdinand Stadler (Lengnau 1845–1847) eben verstorben (1870), während der Badener Caspar Joseph Jeuch (Endingen 1850–1852) gerade seinen 60. Geburtstag feierte.

Das Badener Synagogenprojekt, das samt Bauplatz auf 48 000 Franken veranschlagt war,⁷ wurde 1873 fallen gelassen, als sich die Möglichkeit ergab, im ehemaligen Casino am Schlossbergplatz den einstigen Ballsaal zu mieten und darin ein



Innenansicht der alten
Lengnauer Synagoge, kurz
nach deren Fertigstellung
1750. In der Raummitte ist das
Podest für die Vorlesung aus
der Tora zu erkennen, dahinter
an der Stirnwand der mit
gedrehten Säulen ausgezeich-
nete Schrank, in dem die
Torarollen mit den fünf Büchern
Moses aufbewahrt wurden.
Zeichnung von Johann Caspar
Ulrich, um 1754.

geräumiges Betlokal einzurichten. Der dortige Versammlungsraum diene diesem Zweck tatsächlich lange Zeit und wurde erst 1913 durch die Synagoge an der Parkstrasse abgelöst.⁸

Beschreibung des Synagogenprojekts

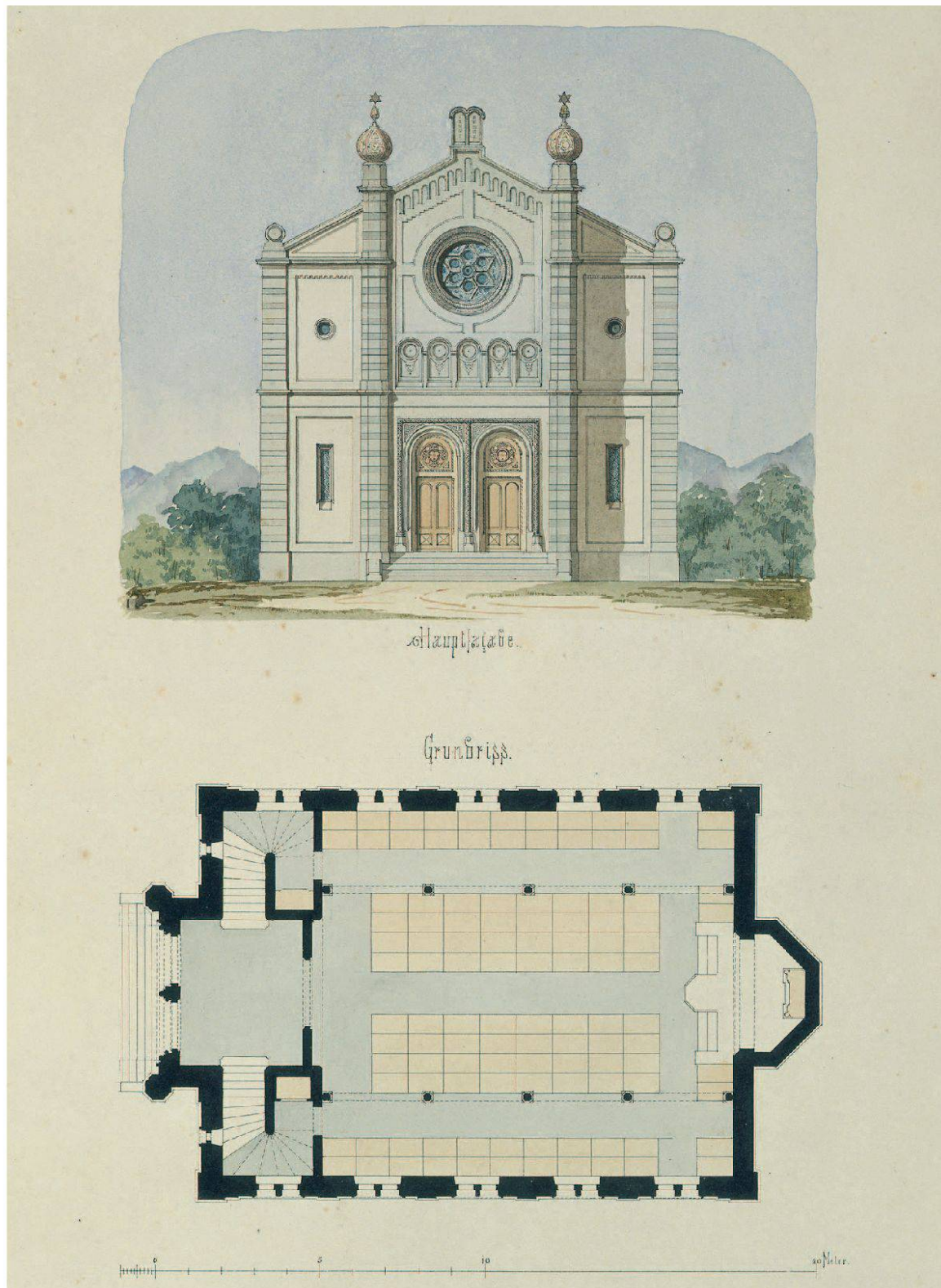
Das Synagogenprojekt ist auf fünf teils kolorierten Planblättern überliefert.⁹ Der Baukörper misst in der Breite 12,5 m, in der Länge 17 m, einschliesslich Freitreppe und Toranische 21 m, in der Höhe bis zu den Turmspitzen 15 m.¹⁰ Er ist mit einem mauerbündigen Satteldach eingedeckt und zeigt eine straffe Fassadengliederung, die die innere Organisation des Gebäudes widerspiegelt.

In Hauptfassade und Grundriss zeichnet sich ab, dass sich Mosers Synagogenprojekt klar auf die Vorgaben einer traditionellen jüdischen Gemeinde bezieht: Frauen haben hier keine aktive Rolle im Gottesdienst, was sich in der räumlichen Trennung der Geschlechter äussert. Die Plätze auf den Emporen sind den Frauen vorbehalten, jene im Mittelschiff und den Seitenschiffen hingegen den Männern.

Äusseres und Grundriss. Als gemeinsam genutzte Erschliessungszone dient eine mittig anlegte Vorhalle. Der davon abgetrennte dreischiffige Hauptraum für die männlichen Gemeindemitglieder erstreckt sich in der Tiefe über vier Joche. Das hinterste, von Vorhalle und Treppenhäusern beanspruchte Kompartiment tritt gewissermassen als erstes Joch in Erscheinung, weshalb sich für die Längsseiten ein gleichmässiges fünfachsiges Schema ergibt.

Die aufwändig gestaltete Hauptfassade bildet die Dreiteilung des dahinter liegenden Erschliessungsbereichs ab. Die zentrale Eingangshalle mit der darüber platzierten Verbindungsempore ist als Mittelrisalit ausgebildet, springt also markant über die Fassadenflucht vor. Eine zusätzliche Betonung erfährt der Eingang durch eine breite Freitreppe, ein reich geschmücktes rundbogiges Doppelportal und flankierende, fast vorständig frei gestellte Achtkantpfeiler, deren Türmchen-Charakter durch vergoldete Zwiebelhelme unterstrichen wird. Dass es sich um einen jüdischen Kultbau handelt, verdeutlichen die grosse Davidstern-Rosette in der oberen Risalitzone und die Gesetzestafeln, die den Giebel bekrönen. Auf der Gegenseite entspricht dem Mittelrisalit eine überkuppelte Nische: Sie zeichnet auch am Aussenbau den Ort aus, an dem die Tora, die heilige Schriftrolle, aufbewahrt wird.

Während die Schauseite stark durch senkrechte Elemente geprägt ist, kennzeichnet eine einheitliche, zurückhaltende Gestaltung die von Eckquadern gefassten Gebäudeflanken. Hier treten vertikale Gliederungselemente wie Putzbänder (Lisenen) zwischen den Fensterachsen, und waagrechte Teile wie Sockelzone, durchlaufende Fensterbank und Dachgesims gleichberechtigt auf.



Hauptfassade und Grundriss des Synagogenprojekts von Robert Moser. In der Hauptfassade wird die Mittelpartie durch orientalisierende

Türmchen mit Zwiebelkuppeln akzentuiert. Die bekrönenden Gesetzestafeln charakterisieren das Gebäude als jüdischen Kultbau. – An die

Vorhalle und die Treppenhäuser zu den Frauenemporen schliesst der dreischiffige, den Männern vorbehaltene Hauptraum an.

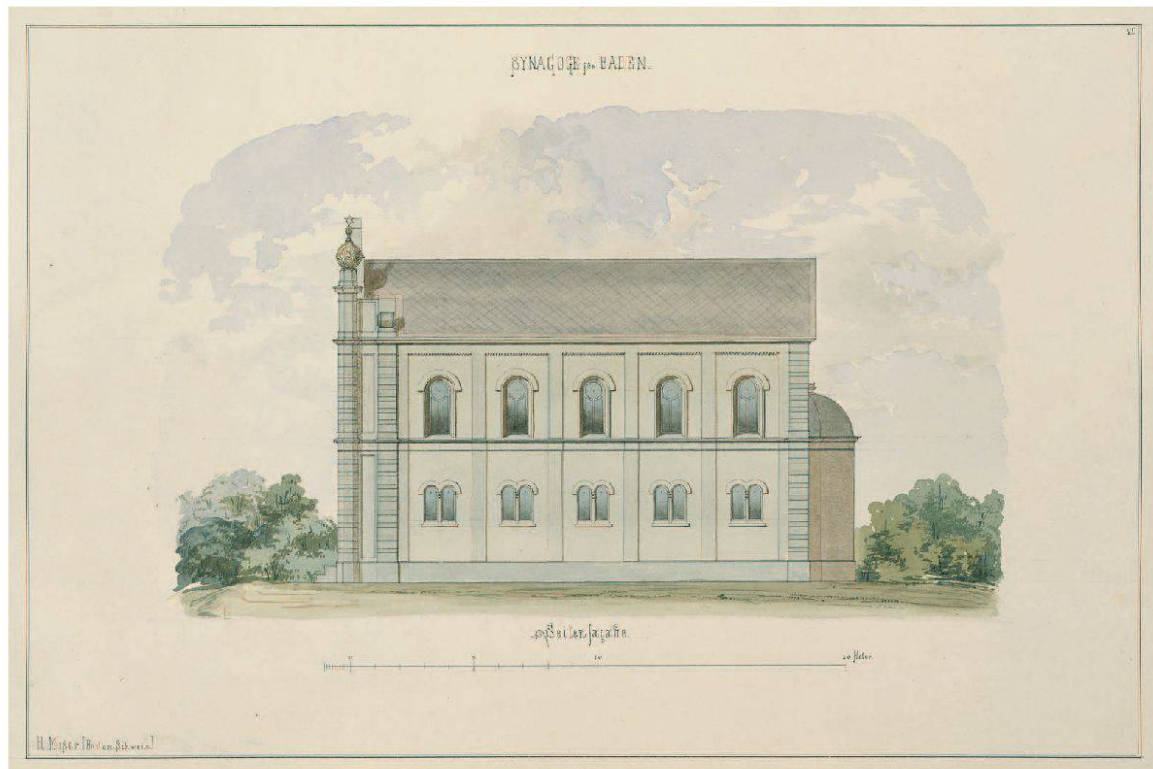
Inneres. Das Synagogeninnere ist als dreischiffige Emporenhalle konzipiert: Mittelschiff und Seitenschiffe weichen in ihrer Höhe nur unwesentlich voneinander ab, weshalb längsseitig keine direkte Belichtung des Mittelschiffs möglich ist (im Gegensatz zum basilikalen Schema, wo in den Wänden des erhöhten Mittelschiffs Fenster angebracht werden können). Die schlanken Dimensionen belegen, dass für die Konstruktion der dreiseitig umlaufenden Empore wie schon in Lengnau und Endingen ein leichtes hölzernes Ständersystem vorgesehen war. Filigrane Stützenreihen gliedern den Raum, dessen breite, saalartige Mittelpartie unten von niedrigen, dunklen Seitenschiffen, oben hingegen von hohen, hellen Emporen mit weit gespannten Arkaden begleitet wird. Grosse Rundbogenfenster lassen hier viel Licht eindringen. Die Rosetten in den Stirnwänden sind mit kleinteiligem Masswerk in Davidstern-Form versehen und fungieren in erster Linie als Würde- und Zierelemente.

Das für den Gottesdienst zentrale Vorlesepult (Almemor oder Bima) besetzt die Mittelachse des Raums und ist ganz an dessen Stirnseite gerückt. Hier befindet sich in einer über die Gebäudeflucht vorspringenden, polygonalen Nische der Toraschrein. In diesem mit einem Vorhang geschmückten Schrank, auch Heilige Lade genannt, werden die Torarollen aufbewahrt. Die Tora, das Heiligste im Judentum, enthält die fünf Bücher Moses, die von Hand auf eine Pergamentrolle geschrieben sind.

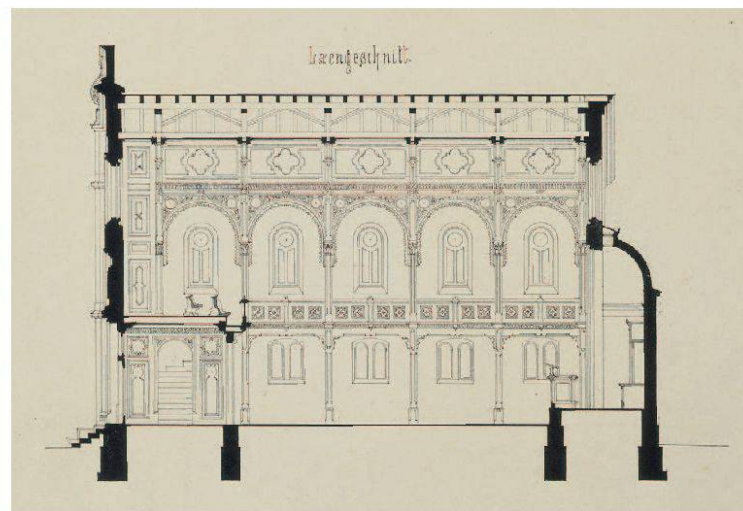
Den Raumschmuck darf man sich als Kombination aus feinen, ausgesägten Holzverzierungen (zum Beispiel an den Emporenbrüstungen und -bögen) und dekorativen Wandmalereien vorstellen. Besonders üppig präsentiert sich die Gestaltung der östlichen Mittelschiffwand, wo beidseits der Toranische und der Rosette kleinteilige Arabeskenbänder vorgesehen waren. Die Nische selbst wäre durch ein Kuppeloberlicht erhellt worden, wobei der zierliche radiale Dekor der Nischenwölbung die suggestive Lichtführung verstärkt hätte.

Der Rundbogenstil

Der neuromanische Stil oder Rundbogenstil, wie ihn Ferdinand Stadler 25 Jahre zuvor für die Lengnauer Synagoge eingesetzt hatte, blieb für Moser verbindlich. Stadler seinerseits hatte sich sowohl für das Raumkonzept der Emporenhalle wie auch für den Stil auf die Synagoge von Kassel bezogen. Für die Beschreibung des 1836–1839 errichteten, 1938 von den Nazis zerstörten Bauwerks, das durch die Publikation in der «Allgemeinen Bauzeitung» europaweit grosse Beachtung erlangte, hatte der jüdische Architekt Albert Rosengarten selbst die Bezeichnung «Rundbogenstyl» gewählt.¹¹ Dies in Anlehnung an die zeitgenössische Theorie des Rundbogenstils, wie sie etwa von Heinrich Hübsch, dem späteren Lehrer Robert Mosers



Seitenansicht des Projekts von Moser. In der zurückhaltend gestalteten, von Eckquadern gefassten Längsseite sind die einjochige Erschliessungspartie auf der Westseite und der anschliessende vierjochige Hauptraum identisch behandelt, was ein gleichmässiges fünfachsiges Fassadenschema ergibt.



Längsschnitt des Projekts von Moser. Der Schnitt durch das fünfjochige Gebäude zeigt, dass für die Stützkonstruktion von Emporen und Dach wie schon in Lengnau und Endingen ein leichtes

hölzernes Ständersystem vorgesehen war. Eine Kombination aus feinen, ausgesägten Holzverzierungen und dekorativen Wandmalereien hätte den Raum geschmückt.

in Karlsruhe, vertreten wurde. Der Stil, dessen ideelles Umfeld mit den Schlagwörtern «rational», «vernünftig», «sparsam», «bürgerlich» (H. Hammer-Schenk) umrissen werden kann, kam den jüdischen Integrationsbestrebungen mit Sicherheit entgegen. Überdies wurde der Rundbogenstil – anders als der spezifisch christlich besetzte, «vorbelastete» gotische Stil – für ein jüdisches Gotteshaus als durchaus geeignet empfunden.¹²

Fazit

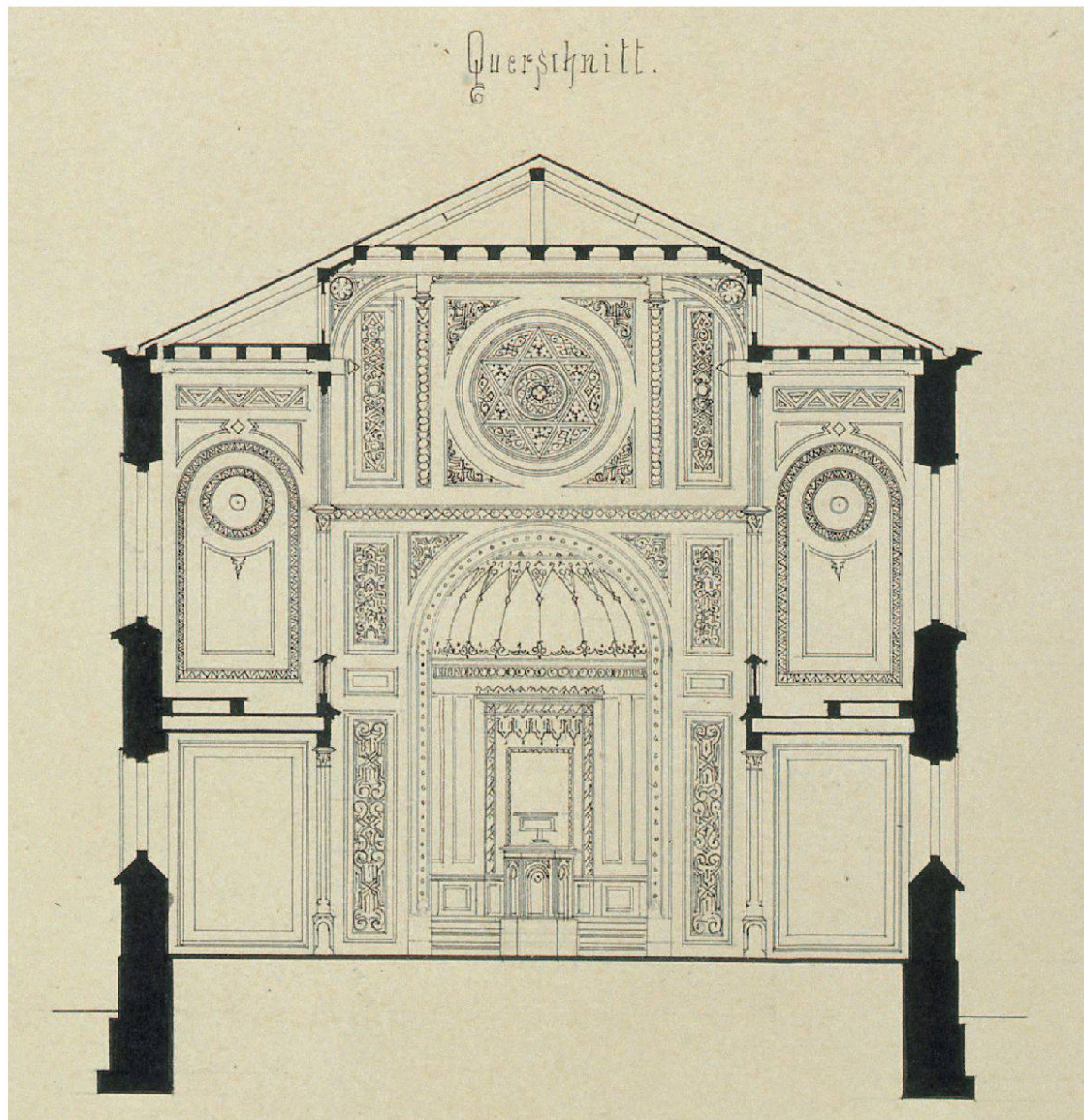
Als Robert Moser 1871/72 zur Planung einer Synagoge für Baden schritt, war das Emporenhallenschema für den Entwerfer noch prägend. Kein Wunder: In unmittelbarer Nachbarschaft standen ja die Synagogen von Lengnau und Endingen, die dieses Raumkonzept überzeugend vertraten.

Konzeptionelle Alternativen waren, auch in der Schweiz, schon realisiert worden. In der Nachfolge von Gottfried Sempers Dresdener Synagoge (1838–1840), einem kuppelbekrönten Zentralbau im orientalisch-maurischen Stil mit betonter Eingangsfront, entstand 1857–1859 die Synagoge in Genf (Architekt Jean Henri Bachofen), gefolgt von der Grossen Synagoge in Basel 1867/68 (Architekt Hermann Gauss).

Es ist nicht bekannt, ob Robert Moser und seine Auftraggeber im Vorfeld der Planung auch einen Zentralraum mit Kuppelbekrönung in Betracht zogen oder ob für sie eine so ausgeprägt orientalisierende Bauform im gegebenen kleinstädtischen Umfeld zum vornherein als zu ungewohnt, zu fremdartig, zu provokativ ausschied. – Eine Annäherung an die zeitgenössische städtische Synagogenarchitektur wagte Moser allerdings schon, und zwar mit der Verwendung der prominenten, von Zwiebelhelmen bekrönten Achtkantpfeiler in der Schaufassade. Solche minarettartigen Ecktürmchen mit kleinen vergoldeten Zwiebelkuppeln waren etwa mit der Synagoge an der Tempelgasse in Wien (1858, projektiert und publiziert von Ludwig von Förster) bekannt geworden.

Kein Problem war die orientalisierende Formsprache in der Gestaltung architektonischer Einzelelemente: Mosers maurisch inspirierte Portalrahmung und Vorhallen-Wandgestaltung (eingestellte Säulen, Flechtbandornamente, Hufeisenbogen) ähneln frappant den Formulierungen Jeuchs in Endingen. In der Innenraumgestaltung der Synagogen hatte sich der islamisch-maurische Stil bereits seit den 1830er-Jahren durchgesetzt, da dieser auf Pflanzenmotiven und Ornamenten beruhende Dekorationsstil dem jüdischen Bilderverbot entgegenkommt.

Stellen wir uns zum Schluss vor, wie die geräumige, lichtdurchflutete Badener Synagoge mit ihren weit gespannten Emporenarkaden und den grosszügigen Rundbogenfenstern gewirkt hätte – ein Blick in die Synagoge Lengnau hilft uns dabei ...



Querschnitt des Projekts von Moser. Das Synagogeninnere ist als dreischiffige Emporenhalle konzipiert: Mittelschiff und Seitenschiffe weichen in ihrer Höhe nur geringfügig

voneinander ab. In der mit Wandmalereien reich verzierten östlichen Mittelschiffwand kennzeichnet eine Rundbogennische den Platz des Toraschreins.

Anmerkungen

- ¹ Swiss Catalogue of the International Exhibition in Philadelphia 1876, Winterthur 1876, 42–44; freundliche Mitteilung von Ron Epstein-Mil, dipl. Arch. ETH/SIA, Zürich. – Der Nachlass Robert Mosers befindet sich im gta/ETHZ.
- ² Weiterführende Literatur zum Thema Synagogen in Europa und in der Schweiz: Herselle Krinsky, Carol: Europas Synagogen. Architektur, Geschichte und Bedeutung, Stuttgart 1988. – Themenheft: Synagogen. Kunst + Architektur in der Schweiz 56, 2005, Heft 2 (mit vielerlei Informationen zu etlichen der in diesem Aufsatz erwähnten Synagogen sowie Abbildungen).
- ³ Strebel, Ernst: Artikel Robert Moser. In: Rucki, Isabelle; Huber, Dorothee (Hg.): Architektenlexikon der Schweiz 19. und 20. Jahrhundert. Basel 1998, 387.
- ⁴ Wildi, Tobias: Abwanderung im Surbtal – Zuwanderung in Baden. Die Veränderung der jüdischen Wohn- und Berufsstruktur 1840–1920. In: Badener Neujahrsblätter 73 (1998), 43–58.
- ⁵ Stadtarchiv Baden B.21.11, 19.3.1871; B.21.9, 25.3.1871 (S.261f.). – Im Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Baden haben sich keine Nachrichten zum Synagogenprojekt von 1872 erhalten.
- ⁶ Hunziker, Edith; Weingarten, Ralph: Die Synagogen von Lengnau und Endingen und der jüdische Friedhof (Schweizerische Kunstführer GSK). Bern 2005.
- ⁷ Handschrift zum Bau und zur Einweihung der Badener Synagoge 1912/13 (Faksimile im Besitz von Dr. Josef Bollag, Zug). – Der vorgesehene Bauplatz ist leider nicht bekannt.
- ⁸ Das einstige Casino war 1872 in den Besitz von Bernhard Guggenheim aus Lengnau gelangt, der es nun als Kaufhaus Schlossberg betrieb; Wildi 1998, 50f. – Zur Synagoge an der Parkstrasse siehe Siegenthaler, Silvia: Synagogen in Baden. In: Badener Neujahrsblätter 73 (1998), 59–66.
- ⁹ Vorhanden sind Blatt V: «Hauptfaçade» und «Grundriss»; Blatt VI: «Seitenfaçade»; Blatt VII: «Hinterfaçade» und «Querschnitt»; Blatt VIII: «Laengeschnitt» (alle 31×46 cm) sowie ein unnummiertes Blatt «Synagoge Baden» mit Fassadenriss, signiert und datiert November 1872 (17×27,5 cm).
- ¹⁰ Synagoge Lengnau: Breite 15,2 m, Länge inkl. Toranische und Freitreppe 25,5 m.
- ¹¹ Rosengarten, Albert: Die neue Synagoge in Cassel. In: Allgemeine Bauzeitung 5 (1840), 205–207; Hammer-Schenk, Harold, in: Schwarz, Hans-Peter (Hg.): Die Architektur der Synagoge (Ausstellungskatalog Deutsches Architekturmuseum Frankfurt a. M.). Stuttgart 1988, 177–184.
- ¹² Picard, Jacques; Epstein, Ron: Synagogen – zwischen religiöser Funktion und räumlicher Inszenierung. In: Synagogen (Themenheft Kunst + Architektur 2005, Heft 2), 6–13.



Der aktuelle Blick von der Frauenempore der Lengnauer Synagoge auf das Vorlesepult und die Toranische gibt uns eine Vorstellung vom Innenraum der 1872 für Baden projektierten Synagoge (Foto und alle Repros mit Ausnahme der ersten beiden Abbildungen von Christine Seiler, Zürich, 2004 und 2006).